

Format de citation

Lau, Thomas: Rezension über: Nadir Weber, Lokale Interessen und große Strategie. Das Fürstentum Neuchâtel und die politischen Beziehungen der Könige von Preußen (1707–1806), Wien ; Köln ; Weimar: Böhlau, 2015, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 74 (2024), 2, S. 267-270, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/03186a6674454608ba739c91aee21f95>



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Ab dem 1672 beginnenden Niederländisch-Französischen Krieg büsste die profranzösische Faktion in Bern an Einfluss ein. Nun wendete man sich verstärkt England und den Niederlanden zu, die gleichfalls Interesse am eidgenössischen Söldnermarkt hatten. Zu einem vollständigen Bruch mit Frankreich kam es jedoch nicht. Ryser zeigt die Einbindung des eidgenössischen Soldwesens in die transnational aufgebaute Kriegswirtschaft, wie sie auch für Kriegsunternehmer der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nachweisbar ist, bei der in der Nähe der militärischen Einsatzgebiete rekrutiert wurde und die Finanzen über «transnational verflochtene Bankiers» (S. 176), nicht zuletzt in Amsterdam, liefen.

In die in höchstem Masse quellenfundierte Arbeit sind dankenswerterweise Zwischenfazit der umfangreicheren Kapitel 3 und 4 integriert; der Anhang birgt informative Übersichten über verschiedene Personengruppen. Hinzu kommt eine schöne, aufschlussreiche Bebilderung. Ein Personenregister wäre jedoch wünschenswert gewesen. Das Buch bietet beste Einblicke in die wirtschaftlichen Strukturen und die Funktionsweise des eidgenössischen Militärunternehmertums. Der Befund, dass der Solddienst einen «systemimmanenten Faktor» der Berner Politik darstellte (S. 268), beleuchtet darüber hinaus die politisch-ökonomischen Strukturen im Europa der Frühen Neuzeit.

Astrid Ackermann, Giessen

Nadir Weber, **Lokale Interessen und große Strategie. Das Fürstentum Neuchâtel und die politischen Beziehungen der Könige von Preußen (1707–1806)**, Köln: Böhlau, 2015 (EXTERNA. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, Bd. 7), 656 Seiten, 4 s/w-Abbildungen.

Nadir Weber beginnt seine Analyse der Position Neuenburgs innerhalb des zusammengesetzten preussischen Herrschaftsraumes und seiner Aussenverflechtungen in den Jahren zwischen 1707 und 1806 mit einem bemerkenswerten Beispiel. Louis de Marval, Neuenburger Staatsrat, Domherr von Magdeburg und bevollmächtigter Minister des preussischen Königs bei den 13 Orten war von der Krone im April 1792 instruiert worden, die Möglichkeit des Eintritts der Eidgenossenschaft in eine antifranzösische Allianz zu sondieren. Schon erste Gespräche in Bern zeigten, wie gering die Erfolgchancen dieses Unternehmens waren. Positiver reagierte der Rat allerdings auf eine zweite Anfrage, die Marval namens der Regierung des Fürstentums Neuenburg vorbrachte – sie betraf die Neutralisierung des Territoriums. Es war ein Vorschlag, den er kurz darauf auch der Tagsatzung vorschlug. Die Neutralisierung, so versicherte er, sei eine dringende Bitte des Königs. Die Tagsatzung gab dem Antrag einmütig statt, das Fürstentum wurde in die eidgenössische Neutralität aufgenommen. Der Gesandte erhielt erst einen milden Verweis und kurz darauf einen Orden aus Berlin.

Mit den älteren Deutungen der Entwicklung der europäischen Diplomatie in der Frühen Neuzeit im Allgemeinen und in Preussen im Besonderen lassen sich dergleichen Episoden, wie Weber zurecht feststellt, kaum erklären. Die Erforschung der Entstehung des europäischen Staatensystem macht wenig Sinn, wenn sich die Herrschaftsräume der Epoche mit dem Staatsbegriff nicht fassen lassen. Akribisch zeichnet der Autor die verwirrende Vielfalt von Korporationen, Gemeinden, privilegierten Subeinheiten, aber auch von Familienverbänden, Ministerien und Räten im Fürstentum von Neuenburg und Valangin nach: ihre Komplementaritäten, Synergien, Rivalitäten und Konflikte. Neuenburg selbst wies, so Weber, alle Merkmale zusammengesetzter Staatlichkeit aus und wurde 1707 Teil einer aus einer Vielzahl von autonomen Räumen bestehenden preussischen

Herrschaft. Anders als Pommern oder die Uckermark war Neuenburg allerdings kaum mit den übrigen preussischen Provinzen und Herrschaftsgebieten verwoben. Zwischen Potsdam und Neuenburg lagen rund 800 Kilometer Distanz. Eine solche Konstellation war im Europa des 18. Jahrhunderts keineswegs ungewöhnlich, wenn auch nur unzureichend untersucht: auch Mailand, Hannover oder (um ein weiteres preussisches Beispiel zu nennen) Ostfriesland befanden sich in beträchtlicher geografischer und relationaler Distanz zu einem durch politische, soziale und ökonomische Interaktion gebildeten Kernraum, insbesondere aber zum Herrschafts- und Verwaltungszentrum einer zusammengesetzten Monarchie. Welche Folgen hatte dies? Welche Erwartungen wurden von beiden Seiten hinsichtlich der Funktion dieses Verhältnisses formuliert? Welche Interaktionsmuster entwickelten sich? Welche stabilisierten und welche destabilisierten die wechselseitigen Bindungen? Weber nähert sich diesen Fragen methodisch reflektiert und auf der Grundlage breiter Quellenkenntnis. Dabei führt er die Ansätze der neueren Diplomatiegeschichte (Windler, von Thiesen, Stollberg-Rilinger) mit jenen André Holensteins zusammen, der die Verdichtung der politischen Kommunikation in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft mit dem Modell der «Empowering Interaction» beschrieben hat. Das Verhältnis zwischen den Akteuren und die zwischen ihnen bestehenden Wechselwirkungen werden anhand der Parameter Kommunikation, Formalisierung, Ressourcen, Macht und Kooperation untersucht. Es gelingt Weber dabei, ein im wahrsten Sinne des Wortes vielschichtiges Bild zu zeichnen.

Aus Sicht Potsdams war der Erwerb Neuenburgs, so der Autor, durchaus attraktiv – er vermehrte das Prestige des Herrscherhauses, erschloss ihm die Verflechtungen mit Frankreich wie der Eidgenossenschaft und war kaum mit Investitionen verbunden, da die militärisch-politische Absicherung vornehmlich durch Bern erfolgte. Neuenburgs führenden Familien auf der anderen Seite konnten ihre engen Bindungen an die eidgenössischen Stände erhalten und künftig eigene Standpunkte mit der geliehenen Autorität des preussischen Königs vor allem gegenüber Frankreich vertreten bzw. vertreten lassen. Weber zeigt eindrucksvoll, wie stark neuenburgisches Personal nach 1707 in Preussens diplomatischen Vertretungen gegenüber den französischen Königen präsent war und wie es den neuenburgischen Räten gelang, ihre Einschätzungen und Positionen in Verhandlungen mit Frankreich zur Geltung zu bringen – sei es durch direkte Intervention beim preussischen Gesandten in Paris oder durch Schreiben nach Potsdam. Neuenburgs Räte blieben aber auch gegenüber den regionalen französischen Autoritäten diplomatisch aktiv, wandten sich in Schreiben und Gesandtschaften an den französischen Ambassador und hielten Kontakt zu den eidgenössischen Ständen. Zudem zeigten die führenden Familien in ihrer Beziehungspflege zu Ressourcegebern ausserhalb des Fürstentums ein breit gefächertes Interesse. Neben Geschlechtern mit borussischem Profil wie den Chambrier und den Andrié standen solche, die nach wie vor auf einen französischen Markt ausgerichtet waren wie die de Pury und die Perregaux. Weber untersucht die verschiedenen Formen der Bindungspflege akribisch – er diskutiert die Bedeutung von Geschenken, Amtsbesetzungen, Bildern und Orden für das Anknüpfen und die Stabilisierung von Bindungen. Er zeigt aber auch, den differenzierten Umgang mit Sprache und die vielschichtige Bedeutung des Begriffs Freundschaft auf. Vor allem aber legt er dar, wie und von wem Wissensbestände generiert und weitergegeben werden.

Der Spielraum, den die Neuenburger als Informations- und Kontaktvermittler zwischen Preussen, der Eidgenossenschaft und Frankreich schliesslich erreichen konnten, ist erstaunlich. Ihre Steuerbelastung war sehr viel niedriger als die anderer preussischer Ter-

ritorien, ja sogar als jene der meisten eidgenössischen Stände. Sie blieben wirtschaftlich mit der Eidgenossenschaft wie mit Frankreich verbunden. Selbst der Solddienst in Diensten des französischen Königs wurde ihnen zugestanden, sowie die Neutralität im Kriegsfall. Die ihnen gebotenen Handlungschancen waren allerdings alles andere als unbegrenzt. Preussen suchte ihr Handeln nach einer eigenen Agenda zu begrenzen und duldet es nur, wenn – wie im eingangs erwähnten Fall – letztlich schon bekannte Reaktions- und Handlungsmuster (wie die Neutralitätszubilligung) bestätigt wurden. Weitreichende Vereinbarungen trafen Bern wie Paris denn auch nicht mit Neuenburgs Staatsräten, sondern direkt mit Preussen. Und auch wenn im Kriegsfall die Neuenburger nicht zu den Waffen greifen mussten, wurden die Kontakte in Richtung Frankreich doch (zumindest auf der Ebene der Staatsräte) weitgehend gekappt.

So wird in der Untersuchung deutlich, dass Neuenburg während eines militärischen Konfliktes eben keine Insel der Kommunikation blieb, die als Kontaktkanal weiterhin genutzt wurde – dies war offenbar auch nicht nötig, da die Monarchen eine Reihe von Nachrichten auch auf direktem Wege versenden konnte.

Auch der Einfluss Preussens auf seine ferne Dependence hatte Grenzen, wie Potsdam angesichts diverser Widerständigkeiten feststellen musste. Um hier stärkeren Einfluss – auch hinsichtlich der Machtverteilung zwischen den Geschlechtern – ausüben zu können, fehlte es dem Landesherrn weitgehend an Informationen. Die Gouverneure, wenn sie denn überhaupt dort residierten, konnten dies nicht ausgleichen. Dass einer der einflussreichsten unter ihnen – General Lentulus – aus einem Berner Geschlecht stammte, war in dieser Hinsicht bezeichnend und sprach für das schwach ausgeprägte institutionalisierte Wissen der Herrschaftszentrale über Neuenburg.

Die Mehrebenendiplomatie – oder um mit Weber zu sprechen: zusammengesetzte Diplomatie – in und um Neuenburg zeigte damit ein vielschichtiges, sich auf den ersten Blick jeder globalen Deutung entziehendes Gesicht. Ein in sich fragmentiertes Territorium war vielfach mit äusseren Ressourcengebern vernetzt – seine Korporationen und Geschlechter zogen Nutzen aus der Integration in den gleichfalls fragmentierten preussischen Herrschaftsraum, ohne allerdings dauerhafte Mehrebenenbindungen dorthin aufzubauen.

Eine Intensivierung von dergleichen Bindungen fand indes, wie Weber zeigen kann, gegenüber der Eidgenossenschaft statt. Während die ältere Forschung die Anbindung Neuenburgs an die Eidgenossenschaft im Allgemeinen und an Bern im Besonderen als Ergebnis strategischen Denkens und Handelns von Berner Räten und Schultheissen darstellten, ergibt sich aus seiner Arbeit ein ganz anderes Modell. Es war Potsdam, das immer wieder die Bindungen Neuenburgs nach Frankreich vor allem aber in die Eidgenossenschaft einforderte. Dabei ging es nicht nur um die diversen Ressourcen der dreizehn Orte, sondern auch um ihre Bedeutung als militärische Garanten innerer und äusserer Stabilität Neuenburgs. Die sogenannten «Neuenburger Troublen» wurden denn auch nicht von preussischem Militär niedergeschlagen, sondern von einem Truppenkontingent der verburgrechteten Stände Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn. Durch die Integration in das preussische Territorialgeflecht stieg damit also offenbar die Intensität und die Dichte der Bindungen und Kontakte in die Eidgenossenschaft, wobei jede Informationsnachfrage, jede Bitte um Unterstützung gegenüber Bern im Sinne der Pfadabhängigkeit die Wahrscheinlichkeit der nächsten Nachfrage erhöhte.

Webers Studie ist ein kleines Meisterwerk, das auf der Grundlage reflektierter Methodik mit bislang kaum bearbeiteten Quellenbeständen ein neues, anschlussfähiges Mo-

dell der Kommunikationsverdichtung im eidgenössischen Raum entwirft und die neuere Diplomatie- und Imperienforschung bereichert. Es ist flüssig geschrieben, klar argumentierend und verliert trotz seines analytischen Ansatzes nie die Zeitlinie aus den Augen.

Thomas Lau, Fribourg

Fynn Holm, *The Gods of the Sea. Whales and Coastal Communities in Northeast Japan, c. 1600–2019*, Cambridge: Cambridge University Press, 2023, 223 Seiten, 10 Abbildungen.

Wer über die Geschichte des japanischen Walfangs forscht, betritt politisch verminntes Gelände: Weil das internationale Walfang-Moratorium von 1986 zwar die kommerzielle, nicht aber die «traditionelle» Jagd auf Wale verbietet, verweisen Verteidiger des Walfangs in Japan auf dessen lange Geschichte, um ihn als nationale Tradition auszugeben. Untersuchungen zu frühen Formen des Walfangs auf den japanischen Inseln können daher leicht für die Rechtfertigung des fortgesetzten Tötens von Walen vereinnahmt werden, selbst wenn die jeweiligen Forscherinnen und Forscher dies ablehnen.

Der in Tübingen lehrende Historiker Fynn Holm beurteilt die Erzählung von Japan als Walfangnation als «invented tradition» (S. 2) und geht ihr gegenüber auf Distanz, indem er die Vielfalt und Konfliktivität historischer Beziehungen zu Walen in Japan betont. In seiner vorliegenden Darstellung *The Gods of the Sea* – zugleich seine Zürcher Dissertation – untersucht er verschiedene Aspekte dieser Beziehungen und zeigt, dass diese mitnichten in der Dimension des Jagens aufgehen: «early modern Japan possessed not one singular whaling history but several competing whale-human cultures» (S. 190).

Der Autor konzentriert sich auf das Gebiet Tōhoku im vergleichsweise dünn besiedelten Nordosten der Grossinsel Honshū. Im ersten der zwei Teile der chronologisch aufgebauten Darstellung, «Living with Whales», zeichnet er eine regional auseinanderlaufende Entwicklung nach: Ab der Wende zum 17. Jahrhundert begannen Fischereigemeinschaften an der West- und Südküste, Wale mit Harpunen und Netzen zu jagen, um Fleisch für den Verzehr, Biomasse als Dünger sowie Öl als Leuchtmittel und zum Vertreiben von Heuschrecken zu gewinnen. In Tōhoku betrachteten Fischer die Wale dagegen nicht als Jagdbeute, sondern verarbeiteten allein gestrandete Exemplare. Ihr Hauptinteresse galt Sardinien und Bonitos. Aufgrund von Erfahrungen mit der Meeresfauna wie auch von Sagen, Märchen und religiösen Vorstellungen nahmen sie an, dass Wale wie Pilger umherreisten und dabei Fische an die Küste führten. Holm zufolge galten Wale zwar nicht als Götter (S. 41–43) – der Titel des Buches leuchtet daher nicht recht ein –, wohl aber als Boten, Helfer und Fleischwerdungen der Meeresgottheit Ebisu. Verendete Wale wurden betrauert, mit Namen individualisiert und mitunter durch Schreine und Opfergaben verehrt. Eine Bejagung der Wale hätte zur Folge, so die Befürchtung in Tōhoku, dass keine Fische mehr an die Küste kämen.

Konflikte zwischen diesen divergierenden Auffassungen traten ab dem späten 17. Jahrhundert auf, als Walfänger aus dem Süden ihr Operationsgebiet nach Norden ausweiteten. Dort sahen die Fischer ihre Lebensgrundlage gefährdet. In seltener Einigkeit protestierten 1677 alle Küstengemeinschaften der Halbinsel Oshika mit einer gemeinsamen Petition beim zuständigen Gericht gegen den Walfang. Nach wenigen Jahren gaben die zugewanderten Walfänger ihre in Same-ura errichtete Station auf. Ob dafür tatsächlich der lokale Widerstand ausschlaggebend war, ist allerdings ungewiss. Holm misst diesen Ereignissen eminente Bedeutung zu, belegen sie doch, dass in Japan nicht nur der Walfang, sondern auch der Widerstand dagegen eine lange Geschichte hat.